

Burgtheater-Nachfolge „Besser, vielfältiger“



BERNHARD HUBER / LAIF

Im Sommer 2019 wird **Martin Kušej**, 56, der das Münchner Residenztheater leitet, Direktor des Wiener Burgtheaters.

SPIEGEL: Warum Wien statt München?

Kušej: Das ist keine Frage des Vergleichens, sondern der Entwicklung. Es wird nicht leicht, das Residenztheater und das Münchner Publikum zu verlassen, aber am Burgtheater habe ich die Chance, ein traditionsreiches, gutes Theater noch besser zu machen. Außerdem bin ich nun mal Österreicher.

SPIEGEL: Können Sie gut mit Geld umgehen? Das Burgtheater machte Schlagzeilen mit einem Finanzskandal.

Kušej: Mein privates Konto ist ausgeglichen; im Residenztheater generieren wir seit Jahren Gewinne – doch, ich denke, dass ich besonnen und verantwortungsbewusst mit dem mir anvertrauten Geld umgehen kann.

SPIEGEL: Haben Sie schon inhaltliche Pläne?

Kušej: Ein großes Thema ist unsere immer stärker digitalisierte Gesellschaft, der ich das analoge Modell des Theaters entgegenstellen möchte. Und dann ist da die unleugbare Tatsache einer multikulturellen Gesellschaft. Die Nationalisten können noch so kraakeelen: Wien ist eine moderne Großstadt in Europa und kann nicht mehr von einer singulären Kultur und Sprache aus betrachtet werden. tob

Castorf-Abschied Rad ab

Seit zwei Jahren war die Rede davon, nun ist es tatsächlich so weit: Die letzte Vorstellung, das letzte Fest, Frank Castorfs Ära an der Berliner Volksbühne geht zu Ende. Sie dauerte 25 Jahre, das klingt nach einer langen Zeit, doch Castorfs Intendanz glich in ihrer Dynamik seinen besten Inszenierungen: Immer wenn man dachte, jetzt wird's langweilig, passierte etwas Unerwartetes. Und auch das Ende gerät zur großen Performance. Am vergangenen Samstag schon wurde während der „Brüder Karama-

sow“-Vorstellung der Schriftzug „Ost“ vom Dach der Volksbühne entfernt. Damit war weit in die Stadt hinein sichtbar, dass das Theater fortan ein anderes sein wird. Der Ost-Geist verschwindet endgültig. Im Laufe der vergangenen Woche wurde damit begonnen, das legendäre „Räuberrad“ zu demontieren, das auf dem Platz vor der Volksbühne steht. Es soll mit der Theatertruppe zu einem letzten Gastspiel nach Avignon reisen. Vorher aber, am 1. Juli, gibt es zum Abschied ein Straßenfest. Dann ist Schluss. Harter Schnitt. Anders ist dieser Abschied nicht denkbar. clv



PHOTOLIBRARY / GETTY IMAGES

Räuberrad vor der Volksbühne

Nils Minkmar Zur Zeit

Wie es sich gehört



In diesem Restaurant, dessen Namen ich nicht nennen soll, werden die Speisen mit großer Ernsthaftigkeit durchdacht.

Es gibt zwar im Wesentlichen nur Burger und Pommes, dies aber auf eine etwas nerdhafte Art. Im Frühjahr wurde der Durchmesser der hausgemachten, sehr dünnen Pommes minimal vergrößert – so sollte verhindert werden, dass

sie zu schnell erkalten. Aber würde der besondere Geschmack auch beibehalten? Gäste wurden befragt, Kinder wurden zu Juroren. Geführt wird der Laden von konzentriert wirkenden Männern in den besten Jahren. Ein Michelin-Stern wird nicht angestrebt, aber auch kein Filialnetz – Mittelklasse für Mittelklasse eben.

Neulich Abend war der Laden geschlossen. Eine Tafel informierte die enttäuscht abziehenden Gäste, es sei „Communityabend“. Ich hatte eher zufällig davon gehört und durfte es mir ansehen. Drei große Schecks lagen auf dem Tresen. Ohne großen theoretischen Überbau hatten sich die Burgerbrater entschlossen, als Bürger zu wirken. Sie spendeten 8000 Euro an drei lokale Organisationen: Geld ging an das Kinderhospiz Bärenherz, an das Manna Mobil, eine Großküche für Kinder in schwierigen Verhältnissen und an den großen Abenteuerspielplatz Biberbau. Die Rede des Kochs war knapp: Es gehe ihnen, die das sympathische Restaurant betreiben, gut – also wollten sie auch etwas Gutes tun. Das gehöre sich so. Vertreter der drei Vereine waren zum Abendessen eingeladen, es gab Burger und eben die Pommes in der neuen Dimension.

Solche Initiativen sind nicht selten in Deutschland: Dass Konzerne und Internettycoons etwas von ihren irren Vermögen in Stiftungen tun, gehört zur kapitalistischen Normalität. Dass es aber Unternehmer in lokaler Dimension machen, ist eine Kulturleistung. Welches betriebswirtschaftliche Lehrbuch empfiehlt schon, 8000 Euro zu verschenken? Nun kennt jeder, der aufrechte Linke im Freundeskreis hat, folgendes Argument: Ein Kinderhospiz, die Verköstigung armer Schulkinder und ein wilder Spielplatz sind von öffentlichem Interesse, daher am besten über Steuern zu finanzieren. So kann man es sehen, und in diesem schwarzgrün regierten Bundesland liegt sozial wirklich einiges im Argen. Aber warum sollte das eine das andere ausschließen? Der zusätzliche Funken an Freiheit ist es, der den Charme solcher Abende ausmacht. Auch bei den bedachten Organisationen: Deren Abgesandte waren eine bunte Truppe, die, trotz ihres gewaltigen Pensums, nicht klagten, wie sonst alle immer, sondern schwärmten. Deutsche Vereinsmeierei ist immer für einen Gag gut, aber es ist atemberaubend, was solche auf freiwilligem Engagement basierenden Strukturen zu leisten vermögen. Politiker waren an jenem Abend keine da. Es gibt im Lande eine soziale Energie, eine bürgerliche Kultur, die ohne Parteien ganz gut auskommt. Aus solchen Erfahrungen entstehen Ansprüche: Unsere guten alten Parteien werden nicht mehr als Vorzimmer zur Obrigkeit respektiert, Bürger erwarten eine verständliche Sprache und konkrete Ergebnisse. In unserer Zeit und mit solchen Personen wie jenen, die an jenem Abend diskutierten und aßen, ist vieles möglich. En Marche!, die Bewegung Emmanuel Macrons, hat auch mal so angefangen.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.